

Kapitel 6 Männer freisprechen

[...] Der edle Brutus
Hat euch gesagt, daß er [Cäsar] voll Herrschsucht war.
Und war er das, so wars ein schwer Vergehen,
Und schwer hat Cäsarn auch dafür gebüßt.
Hier, mit des Brutus Willen und der andern
(Denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann,
Das sind sie alle, alle ehrenwert),
Komm ich, bei Cäsars Leichenzug zu reden.
Er war mein Freund, war mir gerecht und treu.
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und Brutus ist ein ehrenwerter Mann.
Er brachte viel Gefangene heim nach Rom,
Wofür das Lösegeld den Schatz gefüllt,
Sah das der Herrschsucht wohl am Cäsar gleich?
Wenn Arme zu ihm schrien, so weinte Cäsar –
Die Herrschsucht sollt aus härterm Stoff bestehen.
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und Brutus ist ein ehrenwerter Mann.
Ihr alle saht, wie am Lupercusfest
Ich dreimal ihm die Königskrone bot,
Die dreimal er geweigert. War das Herrschsucht?
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und ist gewiß ein ehrenwerter Mann.
Ich will, was Brutus sprach, nicht widerlegen:
Ich spreche hier von dem nur, was ich weiß.
Ihr liebtet alle ihn einst nicht ohne Grund –
Was für ein Grund wehrt euch, um ihn zu trauern?
O Urteil, du entfloht zum blöden Vieh,
Der Mensch ward unvernünftig!
[...]
Noch gestern hätt umsonst dem Worte Cäsars

Die Welt sich widersetzt: nun liegt er da,
 Und der Geringste neigt sich nicht vor ihm.
 O Bürger! strebt ich, Herz und Mut in euch
 Zur Wut und zur Empörung zu entflammen,
 So tät ich Cassius und Brutus unrecht,
 Die ihr als ehrenwerte Männer kennt.
 Ich will nicht ihnen unrecht tun, will lieber
 Dem Toten unrecht tun, mir selbst und euch,
 Als ehrenwerten Männern, wie sie sind.

Antonius in W. Shakespeare,
Julius Cäsar, 3. Akt, 2. Szene¹

Wie man mit Mord durchkommt

In diesem Kapitel beginne ich mit der Geschichte zweier Morde. Beide Opfer waren Frauen. Die beiden Hauptverdächtigen waren Männer, mit denen die Opfer intime Beziehungen hatten. Und in beiden Fällen wurde die Geschichte des Mannes umgeschrieben – und zwar in einem solchen Maße, dass aus einem der scheinbaren Morde ein raffinierter Verleumdungsversuch der Frau wurde. In einem der beiden Fälle erwies er sich als unschuldig, im anderen wird der Plot von der Frage vorangetrieben: Wird er damit durchkommen? (Drücken wir die Daumen.)

Beide Geschichten sind erfunden, aber beide sind Beispiele für eine weit verbreitete kulturelle Erzählung, auf die wir ein besonderes Augenmerk haben sollten. Diese Erzählung spiegelt eifrige kollektive, aber noch nicht vollständig erkannte Bestrebungen wider und perpetuiert sie: nämlich den Versuch, die Unschuld gewisser Männer aufrechtzuerhalten, ihre Ehre zu verteidigen und sie verfrüht

¹ W. Shakespeare, *Julius Cäsar*, in: ders., *Sämtliche Werke in einem Band*, Eltville 1988, S. 628.

oder ohne die entsprechende Autorität zu begnadigen. In vielen Fällen beginnt es damit, dass im Zweifelsfall für den mutmaßlichen Täter entschieden wird, egal wie dünn die Grundlage für Zweifel an der Frau sein mag. Anschließend verknüpfe ich diese »Entlastungserzählungen« (wie ich sie nenne) mit dem Begriff der Aussage-Ungerechtigkeit, den Miranda Fricker (2007), José Medina (2011) und Gaile Pohlhaus Jr. (2012) theoretisch entwickelt haben. Später ziehe ich weitere Erkenntnisse aus Kristie Dotsons und Marita Gilberts Werk (2014) über »seltsames Verschwinden« und die damit einhergehende Unsichtbarkeit bestimmter Subjekte im öffentlichen Diskurs.

In meiner Argumentation beschränke ich mich auf Männer, welche die meisten, wenn nicht gar alle wesentlichen Arten von Privilegien genießen.² In welchem Maße

² Allerdings möchte ich letztlich eine Standardkomplikation untersuchen, indem ich aufzeige, wie wichtige moralische und politische Belange für einen problematischen Versuch, Männer freizusprechen, eingespannt werden können. Man vergleiche die Rolle der Sorgen um implizite Voreingenommenheit in einer nach meiner Ansicht (die ausführlich darzulegen hier nicht der Raum ist) entlastenden Erzählung, die von dem populären Podcast *Serial* verbreitet wurde (Moderation Sarah Koenig, produziert in Zusammenarbeit mit dem Rundfunksender WBEZ Chicago, Season 1, 2014, (<https://serialpodcast.org/season-one>) (Stand September 2018).

Ich beschränke mich hier auf den Punkt, dass die vorgebliche Sorge um eine solche Voreingenommenheit kaum dazu beitrug, die offenkundige Sympathie für Adnan Syed – der wegen Mordes an seiner Exfreundin Hae Min Lee verurteilt wurde, begangen fünfzehn Jahre zuvor, als beide auf der Highschool waren – und den zuweilen expliziten Wunsch, ihn zu entlasten, zu rechtfertigen. Obwohl gegen den Muslim Adnan Rassenvorurteile im Spiel gewesen sein dürften, müssten diese auch gegen den Hauptbelastungszeugen, der gegen ihn aussagte, am Werk gewesen sein: Adnans Freund Jay, ein gleichaltriger Afro-Amerikaner. Außerdem war da noch die narrative Auslöschung von Hae Min Lee – eine Form der Misogynie, für die asiatisch-amerikanische Frauen unverhältnismäßig anfällig zu sein schei-

uns das von der Auslöschung der Frauen aus dieser Geschichte ablenken kann, ist durchaus etwas, was es zu bedenken gilt – eine Art dunkler Magie: das Verschwindenlassen der Frau.

Dabei ist allerdings einzuräumen, dass weniger privilegierte Männer in der Regel ebenfalls für die betreffende Dynamik anfällig sind. Das ist sogar ein Bestandteil der Argumentation. Die »bösen Jungs« werden tendenziell in übertrieben manichäischen Begriffen (wie schwarz und weiß) von den »guten Jungs« unterschieden, indem man sie als Monster, Psychopathen, Sexualstraftäter und Pädophile hinstellt – und zwar auf eine Art und Weise, die von durchaus zutreffenden, wenn auch zu wenig nuancierten Darstellungen bis hin zu tiefgreifenden, systematischen Formen der Ungerechtigkeit reicht. Auch das ist Teil derselben miteinander verflochtenen, dynamischen gesellschaftlichen Mechanismen: Denn das Auftreten dieser Monster sorgt für einen äußerst schmeichelhaften Kontrast zu unseren privilegierten Möchtegern-Helden.

Die von mir angeführten Beispiele entstammen der Gegenwart, da ich in diesem und im folgenden Kapitel vorgehe wie ein philosophischer Laubenvogel, der glitzernde Fundstücke für seinen Nestbau sammelt. Im Folgenden beziehe ich meine Beispiele aus Fernsehen, Politik, Nachrichten, Romanen, Sozialwissenschaften und Ethnogra-

nen (siehe Kapitel 3). Dieses Kapitel befasst sich mit einem weiteren Problem, das der Podcast einleuchtend illustriert: »Sonnyboys« und »gute Jungs« zu entlasten und freizusprechen. Beide Bezeichnungen fielen im Podcast *Serial* von Leuten, die Adnan zur Zeit des Mordes gekannt hatten.

Zudem ist bemerkenswert, dass Hae Min Lee durch Strangulation getötet wurde, was die Wahrscheinlichkeit, dass der Mord von einem männlichen Intimpartner begangen wurde, erheblich erhöht (siehe Einleitung).

phien, die etwa um die gleiche Zeit im gleichen Verbreitungsgebiet erschienen sind und daher Teil eines Kulturmoments sind, den ich miterlebt habe. Aber die in diesem Kapitel beschriebene Dynamik ist ebenso alt wie das Patriarchat. Der gute Kerl kann nichts falsch machen, also werden wir kein böses Wort über ihn hören. Das nenne ich das »Ehrenwerter-Brutus-Problem«. Angepasst und knapp zusammengefasst lauten die relevanten Textzeilen:

Sie war meine Freundin, mir gegenüber gerecht und treu – zumindest nach allem, was ich weiß. Doch Brutus sagt, sie lügt. Und Brutus ist ein guter Kerl.

Die hier implizit angewandte Schlussfigur des Modus ponens wird allzu selten zurückgewiesen (*tollens*). Anders ausgedrückt: In Szenarien, in denen »ihre Aussage gegen seine« steht, ziehen wir, ausgehend von der Prämisse, dass er ein »ehrenwerter Mann« oder »guter Kerl« ist, die Schlussfolgerung, dass sie lügen oder hysterisch sein muss, statt angemessen auf die stärkeren Indizien zu reagieren, dass sie die Wahrheit sagt. Folglich hinterfragen wir die kollektive Annahme nicht, dass er vertrauenswürdig ist – geschweige denn, dass wir mit dem erbitterten Zorn reagieren würden, den Antonius über Brutus' grausamen Verrat zum Ausdruck brachte.

Am Ende seiner berühmten Rede, in der er den »ehrenwerten Brutus« als Verräter und Betrüger entlarvt hat, bricht er zusammen: »Mein Herz ist in dem Sarge hier beim Cäsar, / Und ich muß schweigen, bis es mir zurückkommt.« Da ich dies unmittelbar nach der amerikanischen Präsidentschaftswahl 2016 schreibe, muss ich sagen: Ich kenne das Gefühl.

Junge tötet Mädchen

Gillian Flynns Bestseller *Gone Girl* (2012) erzählt den Anfang und das Ende der Geschichte aus Sicht des guten Kerls. Nick und Amy, seit fünf Jahren verheiratet, sind durchweg unglücklich, ohne Tolstoi zu nahe treten zu wollen. (Vielleicht waren die Tropen für das unglückliche Paar ein Produkt der Sitcom.) Beide haben während der Rezession ihre Arbeit in Manhattan verloren und sind in Nicks Heimatort, eine typische Kleinstadt im Mittelwesten, gezogen, um sich um Nicks kranken Vater zu kümmern. Amy ist nach wie vor arbeitslos, gelangweilt, angesäuert und einsam. Nick hat mittlerweile eine Bar eröffnet und eine Affäre mit einer seiner Schülerinnen im Schreibkurs angefangen. Seine restliche Zeit verbringt er mit Videospielen und Grübeleien.

Ich komme gleich zur Sache, zur Struktur der Geschichte: Junge trifft Mädchen; beide heiraten; Junge enttäuscht Mädchen, das sich von ihm im Stich gelassen fühlt. Junge tötet Mädchen – jedenfalls scheint es so. Allerdings stellt sich dieser Eindruck als Trick heraus: In diesem Fall ist das Mädchen verrückt.

Sie inszeniert alles so, dass er schuldig wirkt, indem sie ein falsches Tagebuch ihrer fünfjährigen Ehe schreibt. Sie geht sogar so weit, Blutspuren zu legen und einen positiven Schwangerschaftstest zu fälschen. Nachdem sie sich in die Arme eines reichen Exliebhabers abgesetzt hat, überlegt sie es sich anders (denn sie ist nicht nur hinterhältig, sondern auch wankelmütig). Eigentlich war der Junge doch nicht so schlecht, überlegt sie sich. Sie ermordet den kontrollwütigen Ex beim Sex wie eine Gottesanbeterin. Mädchen und Junge sind wiedervereint.

Das 2012 erschienene Buch war ein Bestseller, und als

2014 die Verfilmung in die Kinos kam, wurde sie ebenfalls zum Kassenerfolg. Flynn (die auch das Drehbuch geschrieben hatte) wurde weithin wegen der Misogynie ihrer Darstellung der weiblichen Hauptfigur, Amy, kritisiert. Sie beschrieb ihre Reaktion nach der Filmpremiere:

Ich kauerte 24 Stunden lang unter meiner Bettdecke und dachte: »Ich habe den Feminismus getötet. Warum habe ich das getan. Mist! Das wollte ich nicht.« Aber dann fühlte ich mich sehr bald wohl mit dem, was ich geschrieben hatte.³

Wirklich Mist – wenn auch nur kurz. Aber Flynn ist keineswegs die Einzige, die hier den Zusammenhang nicht erkennt. Durch unser überzogenes kollektives Engagement, männliche Dominanz aufrechtzuerhalten, neigen wir dazu, gar nicht wahrzunehmen, wie weit wir dafür zu gehen bereit sind. Während das Zentrum standhält, bemerken wir weder den Dreh- und Angelpunkt noch die negativen Auswirkungen.

Den ursprünglichen Anstoß, dieses Buch zu schreiben, lieferte teils meine Verärgerung über mich, weil ich zu dem zweiten Mordfall, den ich hier behandeln möchte, so wenig zu sagen hatte. Dabei ging es um die Erstausrstrahlung der Fernsehserie *Fargo* 2014, einer Bearbeitung des gleichnamigen Films der Brüder Coen von 1996, die auch als Coproduzenten der Serie aufgeführt waren. Doch anders als die Hauptfigur des Spielfilms plant sein aktualisiertes Pendant – auffallend umbenannt in Lester Nygaard –

3 Cara Buckley, »Gone Girls, Found«, *New York Times*, 19. November 2014, (<https://www.nytimes.com/2014/11/23/arts/talking-with-the-authors-of-gone-girl-and-wild.html>) (Stand September 2018).

nicht, seine Frau zu entführen, die hier Pearl (nicht wie im Original Jean) heißt. Was passiert, ist durchweg sein Werk. Es hat sich seit langem angebahnt, geschieht zugleich aber spontan – ein Gewaltausbruch aus Scham über Entman-
nung.

Die Geschichte beginnt damit, dass Lester seinen alten Erzfeind, den Rüpel seiner Highschool-Klasse, Sam Hess, wiedertrifft, der ihn ebenso demütigt wie früher, nun mit dessen machomäßigem Nachwuchs als Zuschauer. Hess erzählt Lester, dass Pearl ihn in der Highschool mit der Hand befriedigt hat. Damit bringt er Lester bildlich wie auch buchstäblich aus dem Gleichgewicht: Er stolpert, fällt mit dem Gesicht zuerst in eine Fensterscheibe und bricht sich die Nase.

Im Wartezimmer der Notaufnahme begegnet Lester einem mysteriösen Fremden – vielmehr einer Inkarnation seines Es in Gestalt von Lorne Malvo, dargestellt von Billy Bob Thornton. Als Lester ihm erzählt, was passiert ist, bietet Malvo ihm an, Hess aus Rache zu töten. Zunächst ist Lester bestürzt über das Angebot und versucht es abzulehnen – allerdings nicht schnell genug, um überzeugend zu sein. Malvo beschließt, es trotzdem zu tun. Er sucht Hess in dessen Striplokal auf und stößt ihm einen Schraubendreher in den Schädel, während dieser gerade grunzend eine seiner Tänzerinnen von hinten nimmt. Wir sehen Hess' Blut in einer Art vorzeitiger Ejakulation auf Schultern und Nacken der namenlosen Frau spritzen, bevor Hess in sich zusammensackt und schwer auf sie fällt. Die Kamera schwenkt fort, während die Frau laut schreit.

Als Lester erfährt, dass sein Goliath für ihn niedergestreckt wurde, ist er zugleich verunsichert und ermutigt. Er beschließt, zu Hause die Waschmaschine zu reparieren, deren defekter Schleudergang seit langem ein Streitpunkt

in seiner Ehe ist – neben Lesters glanzloser Karriere und seinem mageren Einkommen, verglichen zu dem seines tatkräftigen Bruders. Um alles noch schlimmer zu machen, stellt sich heraus, dass Lester auch im Bett eine Enttäuschung ist. Er hat es nicht geschafft, ein Kind zu zeugen, und Pearl ist sexuell unbefriedigt. In dem ausbrechenden Streit verhöhnt sie Lester wegen seiner Unfähigkeit, ihr beim Sex in die Augen zu schauen.

Die Szene beginnt damit, dass Lester Pearl stolz in den Keller führt, um ihr zu zeigen, dass er es geschafft hat, die Waschmaschine zu reparieren. Aber sein Augenblick des Triumphs ist ihm nicht vergönnt – ganz im Gegenteil. Der Schleudergang gerät stärker denn je außer Kontrolle. Pearl verzieht verächtlich das Gesicht über sein Versagen. Schlimmer noch: Es überrascht sie nicht.

Die Struktur der Geschichte ist: Junge enttäuscht Mädchen; Mädchen verspottet Jungen; Junge ist gekränkt, wird wütend und schlägt wiederholt mit einem Hammer auf das Gesicht des Mädchens ein.⁴

Eine Frau, die an ihrem Mann (manche mögen geneigt sein, das Adjektiv »arm« einzufügen) herummäkelt und ihn entmannt, wird also für immer zum Schweigen gebracht. Wir sehen ihr Gesicht immer blutiger werden, bis es vor unseren vermutlich unerschrockenen Blicken aufhört ein Gesicht zu sein und sich in eine konturlose Masse zerfetzten rohen Fleisches verwandelt. Pearls Augen sind

4 In der Spielfilmversion gibt es keine vergleichbaren Ereignisse, denn die Geschichte ist völlig anders. Lesters Kinopendant, Jerry Lundegaard, braucht dringend Geld und versucht, seine Frau entführen zu lassen, um einen Großteil des Lösegeldes für sich zu behalten. Aber einer der Profikiller, die er für diese Aufgabe angeheuert hat, fällt in seine Gewohnheit zurück und tötet Jean, weil sie zu laut ist.

nicht mehr da – zumindest sind sie nicht mehr zu sehen. Laut Erik Erikson will Scham »die Augen der Welt zerstören«, wie bereits im vierten Kapitel angemerkt. Dort habe ich jedoch auch argumentiert, dass dies offenbar nur für diejenigen Beschämten gilt, die das Gefühl haben, Anspruch auf mehr oder Besseres zu haben – also auf die Bewunderung und Anerkennung jener Subjekte, die sie vernichten wollen, weil diese sie schief oder gar nicht angesehen haben. Wir Übrigen begnügen uns damit, unser Gesicht zu verbergen, zu flüchten oder zu erstarren.

Als Lester schockiert aufschaut und erkennt, was er getan hat, fällt sein Blick auf ein (nun auffallend blutbespritztes) Motivationsposter an der Wand. Es zeigt einen Schwarm gelber Fische und einen einsamen roten Fisch, der gegen den Strom schwimmt, und die Aufschrift: »What if you're right and they're wrong« (»Was ist, wenn du Recht hast und sie Unrecht haben?«) – nicht sonderlich subtil. Das Poster war bei Zuschauern so beliebt, dass es nachgedruckt und von einem geschäftstüchtigen Anbieter auf Amazon verkauft wurde. In der Produktbeschreibung hieß es:

Das immer wiederkehrende Fischthema in Fargos 1. Staffel beginnt mit diesem Poster, das in Nygaards Keller zu sehen ist. Ursprünglich sollte das Poster zum Nachdenken auffordern, es wurde aber von Lester Nygaard zu seinem Mantra erhoben, nachdem er seine Frau umgebracht hatte. Das Bild bringt uns auch zum Nachdenken, aber im Gegensatz zu Lester können wir unsere dunklen Triebe kontrollieren ... und Du hoffentlich auch.

Hoffentlich: eine echte Inspiration.

Was besagt es über uns und den Zeitgeist, dass Zuschauer dies in gewissem Sinne 2014 sehen wollten? Was besagt es, dass weder ich noch meine Freundin und ihr Mann, mit denen ich mir den Serienauftakt ansah, als ich bei ihnen zu Besuch war, offenbar nichts davon bemerkenswert oder verstörend fanden? (Sollen wir noch Popcorn machen? Wollt ihr noch eine Episode sehen?) Die ganze Serie basierte auf der Annahme, dass der Zuschauer mit Lester sympathisiert und zumindest anfangs wünscht, er möge damit durchkommen. Wer meint, das sage nichts über unsere Tendenz aus, den bislang historisch Herrschenden zu entschuldigen, vor allem, wenn er gerade eine Pechsträhne hat, dann sollte man versuchen, die Geschlechter umzukehren. Nicht dass es keine Beispiele für eine solche Umkehrung der Geschlechterrollen gäbe, allerdings sind sie anscheinend relativ selten und haben etwas Schockierendes in ihrem Maß an Gewalt. Selbstverständlich fällt einem dazu *Thelma und Louise* ein, ein Film, der jedoch vor über fünfundzwanzig Jahren entstand.⁵

Wenn es um Aussage-gegen-Aussage-Szenarien geht, in denen »ihr Wort gegen seines« steht, gibt es unter dem Aspekt der Aufrechterhaltung der patriarchalischen Ordnung offensichtliche Gründe, seiner Aussage Vorrang zu geben. Denn was wäre, wenn *sie* Recht hätte? Dann lief er Gefahr, ins Unrecht gesetzt zu werden. Denn wenn sie glaubwürdiger wäre, besäße sie die Macht, ihn mit ihrer Aussage zu Fall zu bringen. Und diese Macht wird historisch untergeordneten Menschen gegenüber Dominanten nicht kampff-

5 Zwei weitere Beispiele, auf die mein Lektor Peter Ohlin mich aufmerksam gemacht hat, sind die von Jennifer Lopez gespielte Kellnerin Slim in *Enough* (dt.: *Genug – Jeder hat eine Grenze*) und die von Jody Foster gespielte Erica Bain in *The Brave One* (dt. *Die Fremde in dir*).

los zugestanden. Eine solche Umkehr der Genderhierarchien gehört zu den Dingen, die Misogynie effektiv verhindern soll.

Das rückt den Zusammenhang von Misogynie und Aussage-Ungerechtigkeit ins Blickfeld.

Aussage-Ungerechtigkeit zur Erhaltung der Hierarchie

Aussage-Ungerechtigkeit ist in der neueren analytischen Philosophie zu einem herausragenden und fruchtbaren Thema geworden. Miranda Fricker machte unter der Bezeichnung *testimonial injustice* auf dieses Phänomen aufmerksam, das unter anderem auch Patricia Hill Collins, Charles W. Mills, Karen Jones, José Medina, Gaile Pohlhaus Jr., Kristie Dotson und Rachel V. McKinnon theoretisch erörtert haben.

Aussage-Ungerechtigkeit entsteht aus einer systematischen Voreingenommenheit in der »Ökonomie der Glaubwürdigkeit«, wie Fricker (2007) es treffend nennt. Sie betrifft Mitglieder einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe, vor allem, wenn diese historisch zu Unrecht sozial untergeordnet war und es in gewissem Maße nach wie vor ist.⁶ Aussage-Ungerechtigkeit besteht demnach paradigmatisch in der Tendenz, Mitglieder untergeordne-

6 Fricker (2007) spricht von »social identity power« und räumt ein, dass es Formen von Aussage-Ungerechtigkeit gibt, die stärker lokal und weniger historisch geprägt sind, beispielsweise wenn Verfechter einer bestimmten Methode oder Disziplin mit negativen Klischees belegt werden (S. 28f.). Doch ebenso wie Fricker konzentriere ich mich hier auf systematischere Formen wie Aussage-Ungerechtigkeit, die auf Rasse, Gender, Schichtzugehörigkeit, Behinderung, Alter, sexueller Geschichte (einschließlich der als Sexarbeiterin) und den damit verbundenen Überschneidungen basieren.

ter Gruppen in ihren Äußerungen zu bestimmten Themen oder ihren Aussagen gegen bestimmte Personen für weniger glaubwürdig zu halten, ihnen daher den epistemischen Status der *Wissenden* auf eine Weise zu versagen, die durch ihre Mitgliedschaft in einer untergeordneten Gruppe erklärt wird.

Fricker (2007) wählt in ihrem Buch *Epistemic Injustice* als erstes Beispiel für Aussage-Ungerechtigkeit die Einstellung, die der Vater von Dickie Greenleaf in der Verfilmung von *Der talentierte Mr. Ripley* gegenüber der Verlobten seines Sohnes, Marge Sherwood, an den Tag legt. Als Marge die Sorge äußert, Dickies bester Freund, der im Titel genannte Antiheld Tom Ripley, könnte ihm etwas angetan haben, will Mr Greenleaf nichts davon hören. »Marge, es gibt weibliche Intuition, und dann gibt es Fakten«, erklärt er nüchtern und weist damit zugleich die Legitimität ihrer Befürchtungen als auch ihr Recht, sie zu äußern, zurück (2007, S. 9-17). Nach den damals (in den fünfziger Jahren) geltenden (sprich: sexistischen) Standards der Objektivität ist sie nur eine irrationale, hysterische Frau.

Nach Frickers Konzeption kann eine Person der Aussage-Ungerechtigkeit auf zwei Arten ausgesetzt sein. Erstens kann man sie für weniger kompetent halten, als man sollte – das heißt, man gesteht ihr mit geringerer Wahrscheinlichkeit als angebracht zu, dass sie weiß, was sie sagt, oder zu Recht davon überzeugt ist. Zweitens kann eine Person als weniger vertrauenswürdig gelten, als es der Fall sein sollte – das heißt, dass man ihr aus Sicht des Zuhörers mit geringerer Wahrscheinlichkeit (wiederum) als angebracht zubilligt, in ihren Äußerungen aufrichtig und ehrlich zu sein. Auf den ersten Blick tut Mr Greenleaf Marges Verdacht, dass hier ein falsches Spiel gespielt wird, in die-

sem Fall ab, weil er ihre *Kompetenz* unterschätzt. Es ist jedoch leicht vorstellbar, dass es sich dabei lediglich um Augenwischerei (oder alternativ um unbewusste Rationalisierung) für das handelt, was unter der gesellschaftlichen Oberfläche vorgeht. Vielleicht verdächtigt Greenleaf senior Frauen generell, sie seien kontrollsüchtig und manipulativ und neigten dazu, Sorge vorzutäuschen, um Männer daran zu hindern, Männer zu sein und den ihnen zustehenden Spaß zu haben. So könnte er beispielsweise denken, sein Sohn Dickie genieße mit seinem Freund Tom den letzten Abgesang auf sein Junggesellendasein, bevor er den Bund fürs Leben schließt. Und Marge äußere sich nur deshalb so besorgt, weil sie ihnen den Spaß verderben wolle. Alle lügen, aber Frauen sind Lügnerinnen.

Das Beispiel Marge Sherwoods illustriert zwar Aussage-Ungerechtigkeit anschaulich, aber häufig ist dieses Phänomen subtiler und daher heimtückischer. Für meine Zwecke ist wichtig, dass man Menschen zu Unrecht als weniger glaubwürdig abtun kann, als sie tatsächlich sind, ohne dass man ausdrücklich an die relevante soziale Kategorie denkt, geschweige denn diese erwähnt. Vielmehr lässt sich durch die Tatsache, dass sie als Frau oder nicht-weißer Mann *interpretiert* werden, *vorhersagen* und *erklären*, wie sie gesehen und behandelt werden, auch wenn ihre soziale Identität keine große Rolle im Bewusstsein des Zuhörers spielt – der unbewusst nachträgliche Rationalisierungen vorbringen oder keinerlei bewussten Grund haben mag, deren Aussage suspekt oder deren Argumente wenig überzeugend zu finden.

Das ist also das Phänomen der Aussage-Ungerechtigkeit. Doch warum hält es sich so hartnäckig? Welche soziale und psychologische Grundlage besitzt es? Wann, wo und warum ist es am wahrscheinlichsten am Werk?

Im Sinne größerer Genauigkeit sollten wir vier Fragen unterscheiden:

1. Wann leiden historisch untergeordnete Gruppen tendenziell unter Glaubwürdigkeitsdefiziten?
2. Warum leiden historisch untergeordnete Gruppen tendenziell unter Glaubwürdigkeitsdefiziten?
3. Leiden historisch untergeordnete Gruppen *tatsächlich* durchgängig unter Glaubwürdigkeitsdefiziten? Oder sind solche Defizite stärker bereichs- und kontextspezifisch und führen zuweilen zu damit einhergehenden *Glaubwürdigkeitsüberschüssen*?
4. Welche ideologischen *Funktionen* erfüllen solche Glaubwürdigkeitsdefizite und -überschüsse?

Auf diese Fragen möchte ich nun im Einzelnen eingehen.

1. Wann leiden historisch untergeordnete Gruppen tendenziell unter Glaubwürdigkeitsdefiziten?

Solche detaillierten Fragen über die statistische Verbreitung eingehend zu beantworten übersteigt meine Möglichkeiten als Philosophin; auch Fricker behandelt solche Fragen nicht. Was sich feststellen lässt, ist, dass Aussage-Ungerechtigkeit in vielen der fiktiven Fälle, die ich in diesem Kapitel anführe – und von Fricker übernommen habe –, sowie in anderen, realen Fällen, die noch folgen, entweder eindeutig oder sehr wahrscheinlich zur Debatte steht. Selbst wenn man bei manchen mit meiner Analyse nicht einverstanden sein sollte, müssen nicht alle für meine vorrangigen Zwecke verloren sein. Denn in erster Linie geht es darum, die Erscheinungsformen dieses Phänomens zu erkennen, um fruchtbare Auseinandersetzungen

über dessen Beschaffenheit und über die Frage zu führen, ob ein bestimmter Fall ein Beispiel dafür ist oder nicht. Ebenso steht dahinter die Idee, Falltypen und ihre Verbreitung erkennen zu können, wenn sie auftreten, und nicht a priori über ihre Verbreitung zu entscheiden.

2. Warum leiden historisch untergeordnete Gruppen tendenziell unter Glaubwürdigkeitsdefiziten?

Frickers Antwort auf diese Frage lautet, dass es »negative identitätspräjudizielle Stereotype« gibt, nach ihrer Ansicht bestehend aus »weit verbreiteten abfälligen Assoziationen zwischen einer sozialen Gruppe und einem oder mehreren Attributen, wobei diese Assoziation eine Verallgemeinerung beinhaltet, die wegen eines ethisch schlechten affektiven Engagements eine gewisse (typischerweise epistemisch tadelnswerte) Resistenz gegen Gegenbeweise an den Tag legt« (2007, S. 35).

Das scheint plausibel. Allerdings sagt Fricker nicht viel über die Beschaffenheit des affektiven Engagements. (Eine ähnliche Lücke ist zuweilen in der Literatur zur impliziten Voreingenommenheit zu finden.) Es bleiben weitere Fragen zu diesen Stereotypen, darunter auch die, warum sie tendenziell resistent gegen relevante Gegenbeweise sind. Zudem können wir uns fragen, warum Mitglieder untergeordneter Gruppen oft sowohl für inkompetent als auch für nicht vertrauenswürdig gehalten werden. Obwohl diese beiden Stereotype häufig in Widerspruch zueinander stehen, ist es sicher kein Einzelfall, dass beide Wahrnehmungen gemeinsam vorkommen. Wie empirische Belege, die das achte Kapitel behandelt, zeigen, ist dies sogar recht verbreitet. Was erklärt das?

3. Leiden historisch untergeordnete Gruppen tatsächlich durchgängig unter Glaubwürdigkeitsdefiziten?

Die Antwort lautet eindeutig: nein, wie Fricker selbst in Bezug auf eines ihrer Beispiele einräumt: nämlich Harper Lees Roman *To Kill a Mockingbird* (1960; dt.: *Wer die Nachtigall stört*), in dem ein schwarzer Mann, Tom Robinson, zu Unrecht beschuldigt wird, eine weiße Frau, Mayella Ewell, vergewaltigt zu haben. Fricker schreibt:

Wir haben bereits etwas zur Kontextabhängigkeit jener Art von Vorurteilen gesagt, die zu Aussage-ungerechtigkeit führen: Die Geschworenen im Maycomb County hätten Tom Robinson in vielen Dingen in Bezug auf die ihm übertragene Erntearbeit vertraut, und Herbert Greenleaf wäre durchaus bereit gewesen, Marge in vielen Angelegenheiten zu vertrauen, die weniger offenkundig anfällig für eine Verzerrung durch ihre weibliche Intuition gewesen wären als das Verschwinden ihres Verlobten (2007, S. 135).

Fricker bietet hierfür keine explizite Erklärung an. Allerdings hatte sie kurz vorher ausgeführt:

Selbst die eingefleischteren rassistischen weißen Bürger von Maycomb County hätten sich vielleicht in bestimmten Belangen auf Tom Robinson verlassen und ihm epistemisch vertraut – zweifellos in Angelegenheiten in Zusammenhang mit seiner täglichen Arbeit und sogar in vielen alltagspraktischen Dingen, solange es das Wort einer weißen Person nicht infrage stellte, nicht der Eindruck entstand, er sei ihnen geistig nicht unterlegen, und es nicht um Themen ging, die man als Zeichen hätte

verstehen können, dass dieser »Neger« seinen Platz ver-
gaß. Die Tendenz zur Inkohärenz menschlicher Vor-
urteile, gestützt durch Mechanismen psychologischer
Kompartimentalisierung, ist so stark, dass signifikante
Nischen epistemischen Vertrauens selbst von einer star-
ken rassistischen Ideologie, die ebendieses Vertrauen in
unzähligen anderen Kontexten zerstört, relativ unbe-
rührt bleiben können. (2007, S. 131)

Fricker verweist hier also auf die Rolle, die sowohl Hierar-
chie als auch Ideologie spielen. Und obwohl sie diese
Punkte nicht weiter ausführt und ich ihr nichts in den
Mund legen möchte, bin ich überzeugt, dass sie wichtig
– und entscheidend miteinander verknüpft – sind. Sie er-
möglichen es uns, eine plausible *politische* Grundlage für
das betreffende affektive Engagement zu erfassen: bei-
spielsweise die affektive Grundlage der relevanten sozia-
len Stereotype, die Aussage-Ungerechtigkeit teilweise stüt-
zen und von ihr gestützt werden.

José Medina (2011) rückt die Rolle der Hierarchie kla-
rer ins Blickfeld, indem er argumentiert, der Glaubwür-
digkeitsüberschuss, den Mitglieder herrschender Gruppen
genießen, führe angesichts des komparativen und kon-
trastierenden – sowie lang andauernden – Wesens episte-
mischer Beurteilung zu Aussage-Ungerechtigkeit für An-
gehörige untergeordneter Gruppen. Medina schreibt:

[Im] Gerichtsverfahren in *Wer die Nachtigall stört* ist
eine ganze Hierarchie von Glaubwürdigkeitsannah-
men im Spiel: Weiße Frauen sind glaubwürdiger als
Schwarze; weiße Männer sind glaubwürdiger als weiße
Frauen: Sowohl [Atticus] Finch als auch der Staatsan-
walt sind so dargestellt, als sprächen sie mit glaubwürdi-

gerer Stimme für Mayella, als sie selbst es könne. Der
vergleichende und kontrastierende Charakter der Glaub-
würdigkeitseinschätzung lässt sich auch an den Publi-
kumswahrnehmungen des Angeklagten und des befrag-
enden Anwalts während ihrer Interaktion ablesen, denn
ihre Autorität und Glaubwürdigkeit schrumpfen und
wachsen während ihres Hin und Her gleichzeitig und
im Gespann. [...] Die Diskreditierung von Toms Aussa-
ge erfolgt nicht in einem Vakuum; seine Glaubwürdig-
keit wird nicht unabhängig von der Glaubwürdigkeit
jener um ihn herum untergraben, vielmehr wird Her-
absetzung seiner Aussage-Autorität durch die implizit
seinem Befrager zugewiesene epistemische Autorität
erreicht: Es wird unterstellt, dass der Staatsanwalt Ge-
fühle und ihre Plausibilität besser beurteilen könne als
der Zeuge. (2011, S. 23 f.)

Der Zusammenhang von sozialen Hierarchien und Aussa-
ge-Ungerechtigkeit – vor allem ihre Verknüpfung durch
Ideologie und »die Epistemologie der Ignoranz«, wie
Charles W. Mills (1997) es nennt – wird durch Gaile Pohl-
haus' (2012) Erörterung dieses Fallbeispiels weiter erhel-
lt. Pohlhaus weist darauf hin, dass Tom Robinsons Fall dar-
über hinausgeht, nicht zu erkennen, wer glaubwürdig ist
und was tatsächlich zwischen Tom und Mayella vorgefal-
len ist (nämlich dass sie ihm sexuelle Avancen gemacht hat,
die er zurückgewiesen hat; und ihr Vater derjenige war,
der sie geschlagen hat). Vielmehr kommt es zu einer *Weige-
rung*, anzuerkennen, was die Beweise offenbaren. Das ist
eine »systematische und koordinierte Fehlinterpretation
der Welt« und *willentliche* Ignoranz (S. 731).⁷

7 Pohlhaus gibt zwei Gründe an, warum eine solche Ignoranz beson-

Warum kommt es zu dieser Weigerung? Wie Medina argumentiert, würde ein Freispruch Tom Robinsons zum einen erfordern, die Aussage eines schwarzen Mannes über die einer weißen Frau zu stellen, was (selbst in Anbetracht der extremen Armut der Ewells und ihrer niedrigen Stellung gegenüber anderen Weißen) der bestehenden sozialen Hierarchie widersprechen würde. Tom Robinsons Darstellung zu glauben würde, wie Pohlhaus' Erörterung herauszukristallisieren hilft, zum anderen erfordern, eine weiße Frau für fähig zu halten, dass sie einen schwarzen Mann sexuell begehrt, was für eine weiße heteropatriarchalische Ordnung ein Anathema ist. Der Blick weißer Frauen gehört weißen Männern; schwarze Männer, die eine solche Aufmerksamkeit auf sich ziehen, gelten daher in einer weißen Suprematie als bedrohlich – und körperlich bedroht.

Tom Robinsons körperliche Behinderung belegt, dass er Mayella nicht überfallen haben kann, macht seinen Körper aber auch umso entbehrlicher oder verzichtbarer für die Aufrechterhaltung der bestehenden Rassenordnung. Es ist keineswegs so, dass man Mayella und ihrem Vater vertraut oder ihre Darstellung glaubt: Tatsächlich sind

ders heimtückisch ist: »Erstens blockiert sie im moralischen und politischen Diskurs die Vermittlung von Wissen, das einen normativen Anspruch an jene erhebt, für die das Wissen intendiert ist, und präsentiert stattdessen ein verzerrtes Bild, das aus falschen epistemischen Ressourcen erwächst. Zweitens ermöglicht sie ein koordiniertes Erleben der Welt, das von den Wissenden selbst determiniert ist, ohne dass sie es erkennen, weil epistemische Ressourcen zur zweiten Natur werden können, wenn man erst einmal eine Fähigkeit entwickelt hat, sie zu nutzen, und weil epistemische Ressourcen dahingehend wirken, Wissende in Bezug auf die Welt und zueinander zu koordinieren« (2012, S. 731).

die beiden in der Stadt völlig diskreditiert, zur großen Demütigung des Vaters (man bedenke das Ende des Romans, das ich Lesern, die ihn noch nicht kennen, nicht verderben möchte). Aber Ewells Lügen verbergen eine Wahrheit, deren Anerkennung viele entschlossen ablehnen: nämlich dass eine weiße Frau sich zu einem schwarzen Mann hingezogen fühlen könnte, der jedoch nur Mitleid für sie empfindet. Der Preis für die Aufrechterhaltung dieser Ignoranz ist, einen eindeutig unschuldigen Mann zu verurteilen – wie die Nachtigall, die niemandem etwas tut und mit ihrem Gesang nur Freude bereitet. Tom Robinson wird missverstanden, gejagt, erschossen, geopfert.

Alles in allem legen die Ressourcen, die Medina und Pohlhaus in Frickers Rahmen einbringen, eine Denkweise über Aussage-Ungerechtigkeit nahe, die sich weitgehend mit meiner Darstellung zum Charakter der Misogynie deckt. An dieser Stelle möchte ich kurz innehalten, um das Warum zu erklären und ein wenig Ordnung zu schaffen.

Bislang habe ich mich in diesem Buch vorrangig auf feindselige Reaktionen konzentriert, mit denen Frauen sich konfrontiert sehen. (Das scheint für ein Buch über Misogynie durchaus passend, wenn nicht gar zwingend – womit sonst sollte es sich befassen, mögen manche sich fragen.) Allerdings möchte ich, wie schon im zweiten Kapitel angemerkt, daran erinnern, dass wir auch die Kehrseite der Medaille nicht vergessen dürfen – vielmehr die beiden verschiedenen Medaillen, die es nach meiner Darstellung der Misogynie umzudrehen gilt: die Negativität und den Genderaspekt.

Nach meiner Analyse besteht die primäre Funktion und konstitutive Manifestation der Misogynie in der Bestrafung »schlechter« Frauen und in der Kontrolle weib-

lichen Verhaltens. Allerdings arbeiten Bestrafungs- und Belohnungssysteme – sowie Verurteilung und Freispruch – tendenziell ganzheitlich zusammen. Nach den gesamtstrukturellen Merkmalen der Darstellung lässt sich vorhersagen, dass Misogynie nach meiner Analyse mit anderen Systemen und Mechanismen zusammenwirkt, um Genderkonformität durchzusetzen.⁸ Ein wenig Nachdenken über die gegenwärtigen gesellschaftlichen Realitäten ermuntert dazu, diese Richtung, die in den Feindseligkeiten, denen Frauen ausgesetzt sind, die sichtbare Spitze eines größeren patriarchalischen Eisbergs sieht, gedanklich weiterzuverfolgen. Wir sollten uns zudem für die Belohnung und Wertschätzung von Frauen interessieren, die Gendernormen und -erwartungen *erfüllen*, das »Wohlverhalten« anderer durchsetzen und sich in verschiedenen Formen an der Verbreitung patriarchalischer Tugendsignale beteiligen, indem sie beispielsweise andere als Schlampen anprangern, Opfern selbst die Schuld geben oder die Internetvariante einer Hexenverbrennung betreiben. Ein weiterer interessanter Aspekt ist die Bestrafung und Kon-

8 Ich ziehe es vor, die nichtfeindseligen Manifestationen wie Belohnungen und Anreize für aus Sicht der patriarchalischen Ideologie »gute« Frauen nicht als Misogynie einzustufen, damit diese Etikettierung nicht ihre affektiven Konnotationen verliert. Besser wäre »weiche Misogynie«, allerdings wünschte ich mir weiterhin eine prägnantere und treffendere Bezeichnung. Eine Möglichkeit wäre »Auf-ein-Podest-Heben«: Daran gefällt mir, dass es die Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenkt, dass zu Madonnen oder Engeln erhobene Frauen in einer *prekären* Lage sind, da es ihnen droht, beim kleinsten Fehler krachend zu Boden gestürzt zu werden. Der Nachteil ist jedoch, dass diese Bezeichnung die nach vorn gerichteten Mechanismen nicht umfasst, etwa die Anreize für Wohlverhalten und die Nutzung weiblicher Energie für Zwecke, die patriarchalischen Interessen dienen.

trolle von Männern, die gegen Männlichkeitsnormen verstoßen – ein Punkt, der recht gut erkannt und in gewissem Maße auch gut aufgearbeitet ist. Mit Abstand am wenigsten breit diskutiert wird über die *positiven* und *entschuldigenden* Einstellungen und Praktiken, von denen tendenziell Männer profitieren, die Frauen beherrschen. Mit diesem System, das mit der Misogynie zusammenwirkt, befasste ich mich in diesem Kapitel.

Zuvor möchte ich aber noch einmal auf die in den ersten Kapiteln erörterten Isla-Vista-Morde von Elliot Rodger zurückkommen. Inzwischen kann ich einige Vermutungen erhärten, warum sich gegen die feministische Diagnose der Misogynie so viel Widerstand regte – eine Diagnose, die, selbst wenn man sie nicht teilte, nicht so viel *Feindseligkeit* hätte ernten dürfen, wie es der Fall war. Meiner Ansicht nach spielten hier zwei Faktoren eine Rolle: Elliot Rodgers »Schwäche« und Verletzlichkeit sowie unsere Disposition, für das Leid von Männern mehr Mitgefühl aufzubringen als für das von Frauen, sofern und solange sich einem privilegierten Mann die Rolle des Helden oder Retters zuweisen lässt. Diese beiden Punkte sind eng miteinander verknüpft, wie im folgenden Kapitel deutlich wird. Die Tendenz, privilegierten Männern ihre Sünden zu vergeben – vorgeblich wegen ihrer Verletzlichkeit uns gegenüber oder unserer ihnen gegenüber, was sie in eine Position bringt, in der sie nichts zu verlieren haben –, hängt mit unserer Feindseligkeit gegenüber weiblichen Opfern zusammen. Wir möchten den Mann beschützen und sind daher misstrauisch gegenüber der Frau und eifersüchtig auf alle, denen ihre Fürsorge gilt – die sich regelmäßig auf einige dominante Männer erstreckt. (Eifersüchtig worauf? Darauf, in den Augen eines realen oder symbolischen Publikums im Zentrum mitfühlender moralischer Aufmerk-

samkeit zu stehen, um die Stoßrichtung der folgenden Ausführungen knapp zu skizzieren.)

Von den oben angeführten Fragen zur Aussage-Unge-
rechtigkeit bleibt nur noch eine, nämlich:

4. Welche ideologischen Funktionen erfüllen solche Glaub- würdigkeitsdefizite (und -überschüsse)?

Viele der oben angeführten Beispiele für Aussage-Unge-
rechtigkeit haben eine interessante Gemeinsamkeit: In ih-
nen steht Aussage gegen Aussage, genauer: In allen versucht
ein Angehöriger einer historisch untergeordneten Gruppe
gegen einen im relevanten sozialen Kontext dominanten
gesellschaftlichen Akteur auszusagen. Oder subtiler: Ein
Angehöriger einer untergeordneten Gruppe versucht sich
in einem Bereich zu behaupten, in dem Mitglieder der
herrschenden Gruppe traditionell als Inhaber sämtlicher
Antworten gelten und meist die Freiheit hatten, nur unter
sich zu reden.

Daraus schließe ich, dass Glaubwürdigkeitsdefizite –
wie auch Glaubwürdigkeitsüberschüsse – häufig die Funk-
tion erfüllen, *die gegenwärtige gesellschaftliche Stellung
der Mitglieder der herrschenden Gruppe zu stärken* und
sie vor einem *Abstieg* in der bestehenden sozialen Hierar-
chie zu schützen, der ihnen beispielsweise droht, wenn sie
beschuldigt, in Zweifel gezogen, verurteilt, zurechtgewie-
sen, herabgesetzt oder schlicht von Menschen übertroffen
werden, gegenüber denen sie historisch dominant waren.
Wenn diese Hypothese die richtige Spur verfolgt, lässt sich
vorhersagen, dass Mitglieder historisch untergeordneter
Gruppen gegenüber jenen historisch herrschender Grup-
pen in Konfliktsituationen tendenziell unter Glaubwür-
digkeitsdefiziten zu leiden haben, also etwa wenn seine

Aussage gegen ihre steht oder Aufmerksamkeit ein gefrag-
tes, endliches Gut ist (ganz gleich, ob es zudem noch ein
Nullsummenspiel ist).⁹

Diese Vorhersage erwächst aus zahlreichen Beispielen,
die in diesem Kapitel wie auch in anderen skizziert wur-
den:

- *Gone Girl*: Was der Ehemann zu seiner Verteidigung
vorbrachte, war schwer zu glauben – bis sich heraus-
stellte, dass seine Frau unglaublich hinterhältig war.
- Tom Robinson: Die Aussage eines schwarzen Mannes
wurde erfolglos gegen die einer weißen Frau ins Feld ge-
führt (neben anderen gerade erwähnten Faktoren).
- Gamergate: Als der Exfreund der Indie-Game-Desi-
gnerin Zoë Quinn in seinem Blog eine erbitterte Tirade

9 Hier schließe ich mich José Medina (2011) an, der eine nuancierte
Kritik an Frickers Ansichten liefert, wenn sie schreibt: »Auf den ers-
ten Blick könnte man meinen, sowohl Glaubwürdigkeitsdefizit als
auch -überschuss seien Fälle von Aussage-Ungerechtigkeit. Sicher
kann man wie selbstverständlich und völlig zu Recht in Fällen von
Glaubwürdigkeitsüberschuss eine gewisse ›Ungerechtigkeit‹ sehen,
etwa wenn man die Ungerechtigkeit beklagt, dass jemand unange-
messene hohe Glaubwürdigkeit in seinen Äußerungen zugesprochen
wurde, nur weil er mit einem bestimmten Akzent sprach. Im weites-
ten Sinne ließe sich daraus ein Fall von Verteilungsungerechtigkeit
konstruieren – jemand hat von einem Gut mehr als seinen gerechten
Anteil bekommen –, aber das würde den Begriff überstrapazieren,
denn Glaubwürdigkeit ist kein Gut, das unter das Modell der Vertei-
lungsgerechtigkeit fällt [...]. Güter, die sich am besten für das Vertei-
lungsmodell eignen, tun dies vor allem, weil sie endlich und zumin-
dest potentiell knapp sind [...]. Es sind Güter, um die ein gewisser
Wettbewerb herrscht oder bald herrschen wird [...]. Dagegen ist
Glaubwürdigkeit nicht generell auf diese Weise endlich, daher be-
steht kein entsprechender Bedarf für einen distributiven Umgang da-
mit.« (Fricker 2007, S. 19 f.)

Ich danke Rachel V. McKinnon, die mich auf dieses wichtige Werk
Medinas aufmerksam gemacht hat.

postete, in der er ihr vorwarf, fremdgegangen zu sein, löste er damit einen Flächenbrand aus. Seine Nahrung bezog dieser Brand aus (wie sich herausstellte, falschen) Behauptungen, Quinn habe für eine positive Besprechung ihres Videospiels »Depression Quest« mit einem Journalisten geschlafen. Quinns Eindringen in die männlich dominierte Spielewelt und die Wahrnehmung, sie habe bestimmte Männer darin hintergangen und schlecht behandelt, löste einen wahren Tsunami misogynen Beschimpfungen gegen sie aus. Sie erhielt zahlreiche Mord- und Vergewaltigungsdrohungen und Aufforderungen, Selbstmord zu begehen (siehe Kap. 4, Anm. 12).¹⁰

- Julia Gillard: Kurz nachdem Gillard den ehemaligen australischen Premierminister Kevin Ruddard gestürzt hatte, warf man ihr vor, sie habe eine Abmachung, Rudd die Parteiführung zu belassen, nicht eingehalten und sie sei betrügerisch und unaufrichtig, da sie ein Wahlversprechen gebrochen habe. Man gab ihr den

¹⁰ Leider kommen solche Beschimpfungen gegen Frauen mit Internetpräsenz überproportional häufig vor, besonders wenn sie gegen patriarchalische Werte verstoßen (die nun häufig unter der Überschrift »Männerrechte«, MRA, oder »Alt-right Movement« minimal neu verpackt werden). Zudem wurde ihre Adresse im Internet veröffentlicht, sodass alle, die ihr Gewalt androhten, sie tatsächlich finden konnten – eine Verletzung, die darauf abzielte, ihr Angst vor ihnen einzujagen, während ein Forumsmitglied ihr in einem Post eine Hirnverletzung androhte, die ihr Empfindungsvermögen ausschalten könnte. Daher sah Quinn sich schließlich zum Umzug gezwungen: eine nicht sonderlich subtile Rache dafür, dass sie gewisse männliche Mitglieder der Game-Community um ihren geheiligten und, wie ich noch einmal betonen möchte, sicheren Raum gebracht hatte. Simon Parkin, »Zoë Quinn's Depression Quest«, *The New Yorker*, 9. September 2014, (<http://www.newyorker.com/tech/elements/zoe-quinns-depression-quest>) (Stand September 2018).

Spitznamen »Ju-liar« (»Ju-Lügnerin«), den sie nie wieder loswurde. Zudem erhielt sie historisch niedrige Umfragewerte in Bezug auf Vertrauenswürdigkeit, was angesichts ihrer politischen Bilanz nicht gerechtfertigt war. (Auf Gillards Fall sowie auf ähnliche – und ähnlich überzogene – Verdächtigungen gegenüber Hillary Clinton komme ich im achten Kapitel zurück.)

- Fälle sexueller Übergriffe, in denen die Aussage von Frauen gegen die von Männern steht: Wem (an wen) *wollen* wir glauben?

Diese letzte Frage ist leider durchaus keine rhetorische. Schweren Herzens wende ich mich ihr nun anhand eines Falles zu, der in jüngster Zeit viel Medienaufmerksamkeit erregt hat – und über den die Menschen offenbar gründlicher als sonst nachgedacht haben. Somit hätte man die Hoffnung hegen können, dieser Vorfall hätte zu einer Wende im Kampf gegen die Vergewaltigungskultur geführt. Doch aus Gründen, die ich nach der Schilderung dieses Vorkommnisses darlegen werde, war dies leider nicht der Fall. Das lässt die Möglichkeit offen, dass recht viele auf den im Folgenden geschilderten Fall zwar richtig reagiert haben, aber aus den falschen Gründen.

Himpathy

Im Juni 2016 stand der zwanzigjährige Student an der Stanford University Brock Turner wegen des Vorwurfs vor Gericht, er habe eine zweiundzwanzigjährige Frau sprichwörtlich wie ein Stück Fleisch behandelt, indem er sie nach einer Party auf dem Campus überfallen und hinter einem Müllcontainer sexuell missbraucht habe. Die Frau, die ihre Schwester besucht hatte, wurde nach dem